

Medien / Kultur

Matthias Brauer, Fabienne Liptay, Susanne Marschall (Hg.): Kunst und Kognition. Interdisziplinäre Studien zur Erzeugung von Bildsinn

München: Wilhelm Fink 2008, 305 S., ISBN 978-3-7705-4451-6, € 39,90

„Fragen wie diese werden immer häufiger gestellt, seitdem mit der Kognitionswissenschaft eine primär naturwissenschaftlich gebildete Forschergemeinde entstanden ist, die den Anspruch erhebt, neben den neuronalen Grundlagen der Logik oder Ethik auch die der Ästhetik und Poetik zu erfassen.“ (S.7) So fragen die Herausgeber/innen in der Einleitung des Bandes *Kunst und Kognition* nach dem Verhältnis von natur- und geisteswissenschaftlichen Erkenntnissen für das Verständnis der Kunst, ohne dass der bekannte *gap of intellectual cultures* im Folgenden wirklich überschritten werden könnte. Dies, obgleich sie mit dem theatralischen Begriff der ‚Szene‘ als ein „Medium der Handlung und Beobachtung, der Praxis und Theorie“ eine geeignete Metapher finden, mit der „die wichtigste Schnittstelle zwischen den Kommunikationssystemen der Gesellschaft und ihrer einzelnen Mitglieder“ (S.11) angekündigt wird. Doch warum reden die Akteure des ansonsten in einzelnen Beiträgen anregenden Bandes eine so unterschiedliche Sprache? Dem Rezensenten geht es hier nicht nur um die wechselseitige Unkenntnis bzw. bekannten Rivalitäten zweier Geisteskulturen – immerhin werden Grundkenntnisse z.B. der Neurobiologie mittlerweile auch unter Geisteswissenschaftlern populär – es fehlt auch heute noch, trotz der Brisanz des Themas, an der methodischen Reflexion, wie die differenten Wissenschaftssysteme aufeinander bezogen werden können.

Dabei kann es kaum um die materiale Begründung einer neuronalen Ästhetik gehen, wenngleich ein neuronales Desiderat auch subtilster ästhetische Prozesse so unbedingt zu erwarten ist, wie es einst der Materialist Freud für die von ihm ‚entdeckten‘ Phänomene der menschlichen Psyche von einer fortgeschrittenen Naturwissenschaft zu Recht erwartete. Dennoch wäre das Ergebnis, also die Indikation bestimmter künstlerischer Aktivität mit eindeutigen neuronalen Reizmustern, auch nur ein schlichter Pleonasmus: eine Verwechslung von Korrelation und Kausalität. Wenigstens würde dies die Frage nach der eigentlichen Funktionalität ästhetischer Phänomene nicht beantworten. Vordergründige Kurzschlüsse zwischen Neuro- und Geisteswissenschaften, wie sie die modischen Theorien von Vilayanur S. Ramachandram oder Semir Zeki einem nach Gewissheit dürstenden Publikum suggerieren, werden in dem anregenden Beitrag von John Hyman (vgl. S. 281-300) gleich ebenso elegant wie humorvoll als unzulänglich vorgeführt.

Es geht also darum, die kognitions- und neurobiologischen Bedingungen zu klären, unter denen sich die spezifischen Formen künstlerischer Wahrnehmung als spezifische Adaption der Gattung homo sapiens als Teil von dessen kulturell

geprägter Natur erkennen lassen. Das Ergebnis würde beiden Seiten zum Vorteil gereichen: Die Geisteswissenschaften würden der naturgeschichtlichen Determinanten sämtlicher ästhetischer Phänomene als unüberschreitbarem Rahmen einsichtig. Übliche, längst überholte Mythen, z.B. zu Fragen der Farb- und Bewegungswahrnehmung, wie sie noch heute hartnäckig in deren Köpfen fortleben, wären dann hinfällig. Aber auch für die Neurowissenschaften wäre dies fruchtbar, denn keine ernsthafte Beschreibung menschlicher Kognition könnte ohne eine angemessene Deutung der differenten Spezifika ästhetischer, insbesondere künstlerischer Wahrnehmung als auszeichnende Eigenschaft der menschlichen Spezies Anspruch auf Gültigkeit haben.

Allerdings sind wir heute von solchen konkreten Fragestellungen noch weit entfernt. Insbesondere der symbolische Charakter der Zeichen bleibt gegenüber ihren neuronalen Korrelaten, eben den markierten Feldern intensivierter Aktivität bestimmter Areale, noch recht ungeklärt, wenngleich erste, jüngst schier unvorstellbare Erkenntnisgewinne zu vermerken sind. So ist denn auch für die Einschätzung der subtil vorgetragenen Thesen von Irene Schütze zu den unterschiedlichen Konzepten der Sinnschichten des Kunstwerks bei Panofsky und Mannheim (vgl. S.197-214) recht irrelevant, wie man sich zu dem grundlegenden Konzept der Interphase-Metapher des Neurotheoretikers Donald D. Hofmann verhält. Bemerkenswert für den Geisteswissenschaftler ist allerdings die Schlichtheit, mit der hier der radikale Solipsismus des deutschen Idealismus, ein Fichte im Neurodiskurs, fröhliche Urstände feiert. (Vgl. S.261-280) Immerhin zeigten die Polemiken des Autors, etwa gegen den evolutionstheoretisch fundierten neuronalen Darwinismus eines Edelmanns, dass solch epistemologische Leichtsinnigkeit auch in den Naturwissenschaften auf dünnem Boden steht.

Dennoch gibt es erste Bereiche, in denen die Neurobiologie konkrete – man verzeihe den Ausdruck – operationalisierbare Fragestellungen auch für konkrete kunst- und medientheoretische Überlegungen anbietet. So sollte man die Überlegungen zu den neurobiologischen Grundlagen des Erlebens von sozialer Präsenz, wie sie Kai Voegeley und Leo Schilbach experimentell erkunden (vgl. S.67-86), in den Überlegungen zur Immersionsästhetik nicht außer Acht lassen. Wesentlicher ist aber ein anderer Aspekt, der im deutlichen Gegensatz zu dem lange auch von den Medienwissenschaften rezipierten logozentrischen Reduktionismus, wie man ihn von der Computermetapher der KI-Forschung kennt, steht. Eben hier zeigt sich das Spezifikum der künstlerischen Wahrnehmung, als dass sie auch als nun fruchtbare Metapher für ein komplexeres Wahrnehmungs- und Kognitionsmodell der Zukunft stehen könnte. Die oben angedeutete und in dem modischen Diskurs um Kunst- und Neurowissenschaften meistens zu kurz kommende erkenntnistheoretische Kritik fordert eine sehr konkrete Fokussierung auf das Spezifische der ästhetisch-künstlerischen Wahrnehmung und Erkenntnis als eine, die nicht identisch ist mit der alltäglichen Wahrnehmung überhaupt, wie sie an sich ‚Alltagsgeschäft‘ der Neurobiologie ist, sondern erkennt in dieser, gerade als Spezifikum humanae,

einen Schlüssel zum Verständnis des menschlichen Geistes überhaupt.

Unter Berufung auf die Aristotelische Poetik und Rhetorik markieren die Herausgeber/innen die Differenz zwischen Kognition als theoretisches Konstrukt und als konkretes Prozessieren des Geistes als körperliche Struktur, das im Kunstwerk tendenziell zur Anschauung kommt: „Stets geht es um die anschauliche Vermittlung von Sinn und Verstand, von Empfindung, Einbildung und Erinnerung, von Welt und Begriff – aber auch um die Erfahrung, dass sich kein Kunstwerk in seiner kognitiven Funktion erschöpft.“ (S.14) Der menschliche Geist ist neurologisch gesehen eben mehr als Rationalität, er ist auch Emotionalität und Intuition, eine materielle Einheit. Denken ist immer schon ein sinnlicher Prozess. Hier könnte Kunst allerdings eine erkenntnisleitende Metapher zum Verständnis unseres Gehirns werden.

Norbert M. Schmitz (Kiel/Wuppertal)